

Hölderlins „Hälfte des Lebens“ – ein Schwanengesang auf die Revolution?

Axel Kuhn

Vortrag, gehalten am 21.3.2021 als Zoom-Meeting im Christian-Wagner-Haus Warmbronn im Rahmen des von der Baden-Württemberg-Stiftung finanzierten Literatursommers 2020/21 aus Anlass des 250. Geburtstags von Hegel und Hölderlin.

(Die folgende schriftliche Fassung ist mit der Vortragsfassung nicht identisch)

Friedrich Hölderlin: **Hälfte des Lebens**

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

(St.A. II, S. 117)

In Hölderlins wohl bekanntestem Gedicht „Hälfte des Lebens“ werden an prominenter Stelle – in der Mitte der ersten Strophe – die „Schwäne“ angerufen. Die Schwäne stimmen ihren schönen melancholischen Klagegesang immer dann an, wenn sie ihren Tod nahe fühlen. Im übertragenen Sinn meint Schwanengesang schon seit langem das letzte Lied des Dichters, bevor er stirbt, oder – im Falle Hölderlins, bevor er verstummt.

Die Französische Revolution von 1789 bis 1799 und die ersten Jahre der Herrschaft des Konsuls Bonaparte bilden einen wichtigen – vielleicht den entscheidenden – zeitgeschichtlichen Hintergrund der Dichtungen Hölderlins. Spiegelt sich dieser auch in dem auf den ersten Blick ganz unpolitisch klingenden Gedicht „Hälfte des Lebens“? Und ist dieses vielleicht gar das letzte Wort des Dichters zum Thema Revolution?

1. Überlieferung

Hölderlin hat das Gedicht im Dezember 1803 zusammen mit acht anderen Gedichten für den Druck durchgesehen. Das geht aus einem Brief mit diesem Datum an seinen Verleger hervor. Er nennt diese Gedichte „Nachtgesänge“. „Hälfte des Lebens“ erschien dann als siebentes von neun Hölderlin-Gedichten im „Taschenbuch für das Jahr 1805. Der Liebe und Freundschaft gewidmet, Frankfurt am Mayn, bei Friedrich Wilmans“; ohne Jahresangabe, aber vermutlich schon 1804, damit die Käufer den Band zu Beginn des Jahres 1805 in den Händen halten konnten.

Von „Hälfte des Lebens“ ist keine Handschrift vorhanden. Es gibt nur eine Seite im sogenannten Stuttgarter Foliobuch (Blatt 17 b), die Textteile enthält. Diese Seite scheint eine Materialsammlung für mehrere Gedichte zu enthalten. Sie ist im Prinzip (trotz Überlappungen) dreispaltig beschrieben, und zwar in mehreren Ansätzen, wie Schreibduktus und Tinte nahelegen. Hölderlin setzt an die Spitze des Blatts drei Überschriften: „Die Rose“, „Die Schwäne“, „Der Hirsch“. Unter „Die Schwäne“ steht in dunklerer Tinte „und trunken von Küssen taucht ihr das Haupt ins heilig-nüchterne kühle Gewässer“. Unter der Überschrift „Die Rose“ steht „holde Schwester“ und darunter „Weh mir“. Dann folgt ein Text, der über die erste und zweite Spalte führt: „Wo nehm ich, wenn es Winter ist / Die Blumen, daß ich Kränze den Himmlischen / winde? / Dann wird es seyn, als wüßt ich nimmer von Göttlichen, / wenn von mir sei gewichen des Lebens Geist; / Wenn ich den Himmlischen die Liebeszeichen / Die Blumen im kahlen Felde suche / u. dich nicht finde“. (Mit „dich“ wird die Rose angeredet.) Auffallend ist, dass in diesen Entwürfen der endgültige Titel „Hälfte des Lebens“ ebenso fehlt, wie der Anfang und das Ende der Endfassung. Mit „hold“ werden in der Endfassung die Schwäne angeredet. Die ursprüngliche Rose wird zu „wilden Rosen“ erweitert. Wozu die „Blumen“ im Winter hätten gebraucht werden sollen, wird nicht mehr ausgeführt. Und es fehlt auch der mit „wenn“ beginnende mehrfache Versuch zu beschreiben, was im Winter dem lyrischen Ich zustößt: „wenn von mir sei gewichen des Lebens Geist“.

Um ein Fazit zu wagen: „Hälfte des Lebens“ ist nicht aus Schnipseln, die ursprünglich zu anderen Gedichten gehörten, zusammengepuzzelt worden. Es handelt sich vielmehr um eine ganz neue thematische Konzeption, und manche Entwürfe sind schlussendlich wohl auch vollständig verworfen worden.

2. Literaturgeschichtlicher Kontext

Der Begriff „Nachtgesänge“ erinnert an das Poem des englischen Dichters Edward Young (1683 – 1765) „The Complaints or Night Thoughts on Life, Death and Immortality“, das auch Vorbild für die 1800 erschienenen „Hymnen an die Nacht“ von Novalis gewesen sind. „Klagen und Nachtgedanken“ – damit reiht Hölderlin „Hälfte des Lebens“ in das im 18. Jahrhundert beliebte Genre der melancholischen Poesie ein.

3. Die biographische Ebene

Das Gedicht erhält heutzutage seine atemberaubende Faszination durch die Biographie Hölderlins. Im Jahre 1770 geboren verbrachte der Dichter ziemlich genau die Hälfte seines Lebens, nämlich 36 Jahre lang, von Mai 1807 bis zu seinem Tode 1843, als sogenannter Geistesverwirrter im Tübinger Turm.

Wie aus einem Brief Hölderlins vom Dezember 1800 an seinen Bruder Karl Gok hervorgeht, hatte der Dichter in diesen Jahren das Gefühl, in der Hälfte seines Lebens zu stehen. In Erwartung eines baldigen Friedensschlusses zwischen Österreich und Frankreich schrieb er: „Dies ists, was vorzüglich mit Heiterkeit mich in die zweite Hälfte meines Lebens hinausseh'n lässt.“ Das war vor Hölderlins Aufenthalt in Bordeaux. Danach war zwar seine Heiterkeit vorbei, aber vielleicht nicht sein Gefühl, in der Lebensmitte zu stehen.

Die Verse erscheinen auf der biographischen Ebene also als eine Prophetie: Der Dichter sieht voraus in die zweite Hälfte seines Lebens, die ihn, von Mauern umgeben, sprachlos werden und in klirrender Kälte vereinsamen lässt.

Doch diejenigen, die das Gedicht 1805 gelesen haben, konnten diese Prophetie natürlich nicht erkennen. Und vieles spricht dafür, dass auch Hölderlin selbst in dem Gedicht nicht (oder wenigstens nicht nur) über sein eigenes, individuelles Schicksal klagt.

4. Formanalyse

Der Weg zu einem tieferen Verständnis des Gedichts führt über die Formanalyse.

Das kleine Gedicht ist streng in zwei jeweils siebenzeilige Strophen gehäuft.

Diese Einteilung entspricht formal der angestrebten inhaltlichen Gegenüberstellung der zwei Lebenshälften.

Das Gedicht lässt sich nach den verwendeten Bildern aber noch weiter unterteilen. Und zwar folgendermaßen: Drei Zeilen erstes Bild (Land/See), vier Zeilen zweites Bild (Schwäne), vier Zeilen Klage, drei Zeilen drittes Bild (Mauern/ Fahnen). Ein 3:4:4:3 Schema ist also spiegelbildlich auf die zwei Strophen verteilt.

Es gibt keine Endreime, aber Anklänge an den Stabreim und Vokal-Binnenreime.

Die freimetrischen Verse enthalten Anklänge an antike Versmaße. Vor allem wird (wie ich einem Buch von Winfried Menninghaus entnehme) ein Versmaß verwendet, das charakteristisch für die Sappho ist. Das von Hölderlin verwendete sapphische Versmaß heißt Adoneus und ist die Schlusszeile der sapphischen Strophe: Es besteht aus einem Daktylus und einem Trochäus; also Hebung, zweimal Senkung, Hebung, Senkung (-uu-u).

Hölderlin benutzt den Adoneus ebenfalls als Schlusszeile „klirren die Fahnen“, aber interessanterweise auch beim Titel des Gedichts „Hälfte des Lebens“. Vermutlich will Hölderlin mit dieser Versmaß-Rahmung einen Hinweis auf eine mögliche inhaltliche Deutung geben, und dieser Hinweis führt uns zur mythologischen Ebene.

5. Die mythologische Ebene

Der Adoneus hat seinen Namen von Adonis, dem sprichwörtlich gewordenen schönen griechischen Jüngling, erhalten. In Hölderlins Gedicht gibt es nun eine Parallele zwischen der metrischen Form des Adoneus und dem Inhalt des Adonis-Mythos: Aufgrund von bestimmten Querelen, die ich hier nicht schildern will, lebte Adonis jährlich sechs Monate bei Persephone im Schattenreich und sechs Monate bei Aphrodite in der Oberwelt. Der Titel „Hälfte des Lebens“ verweist also auf den Adonis-Mythos. Jeder Gebildete, der das Gedicht am Anfang des 19. Jahrhunderts las (als die Kenntnis der griechischen Mythologie noch verbreiteter als heute war), bezog die Formel „Hälfte des Lebens“, wie Hölderlin selbst, auf den Adonis-Mythos und natürlich nicht auf Hölderlins Biographie.

Seit der Renaissance vermischt sich der Adonis-Mythos mit dem Narzissus-Mythos. Das ist auch bei Hölderlins Gedicht der Fall. Narziss ist der ebenfalls schöne griechische Jüngling, der

seine ungezwungene, natürliche Lebensweise verliert, nachdem er sein Spiegelbild in einer Quelle erblickt.

Dieser Mythos wird von Hölderlin zitiert in dem Bild der Schwäne, die ihr Haupt in das Wasser tunken.

In der idealistischen Philosophie des ausgehenden 18. Jahrhunderts (ich denke zunächst an Fichte, bei dem Hölderlin 1795 in Jena studiert hat) ist Narziss zum Symbol für den Begriff der Selbstreflexion geworden: Sich selbst sehen, bzw. erkennen, ist die Voraussetzung dafür, dass man nicht nur naiv im Hier und Jetzt lebt, sondern sich auf die Zukunft ausrichten kann, auch wenn diese dann negativ gesehen wird.

In Kenntnis dieses mythologischen Hintergrunds kann man also die Formanalyse wie folgt mit Inhalt füllen: (1.) Auf das unreflektierte, aber pralle sommerliche und durch die „wilden Rosen“ und die trunken machenden Küsse auch erotisch bereicherte Leben folgt (2.) über eine Phase der Selbstreflexion (nämlich die Abkühlung der trunkenen Häupter im Wasser) die bange Klage, das „Weh mir“, und dieser Prozess endet (3.) in der resignierend beschriebenen sonnenlosen Zukunft der kalten Mauern und klirrenden Fahnen.

Das Gedicht besteht also trotz seiner zwei Strophen nicht aus einer krassen Gegenüberstellung Vorher - Nachher. Es beschreibt vielmehr einen Prozess des Übergangs. Dieser Prozesscharakter wird unterstützt durch die Anrufung der Schwäne in genau der Mitte der ersten Strophe (Zeile 4), durch das Auftauchen des lyrischen Ichs erst zu Beginn der zweiten Strophe und durch das Ende der Frage in genau der Mitte der zweiten Strophe. Auffällig ist auch, dass die jeweils sechste Zeile beider Strophen mit „tunkt“ und „sprachlos“ als einzige auftaktlos mit einer Hebung einsetzen, also dadurch besonders herausgestellt werden.

Die Unsicherheit des fragenden Ichs wird durch den Zeilenbruch verstärkt, der nur in der zweiten Strophe vorkommt, und zwar an ihrem Beginn und an ihrem Ende. Besonders auffällig ist das weit nach rechts heraushängende „wo“, aber auch die mit „wenn“ endende erste Zeile. Auch die zweitletzte Zeile ist durch den doppelten Zeilenbruch und das Komma in der Mitte in sich völlig chaotisch: „sprachlos und kalt, im Winde“. Und so orientierungslos soll es auch wirken.

6. Hölderlin durch Hölderlin interpretiert

Das Gedicht enthält Gedanken und Bilder, die im Werk Hölderlins mehrfach vorkommen. Da ist zum einen das Bild der Vermählung.

Dazu gehört in „Hälfte des Lebens“ die Land / See-Metapher im ersten Bild: Land und See, das sind zwei der vier klassischen Elemente, nämlich Erde und Wasser. Indem das Land buchstäblich „in den See“ hängt, und nicht etwa die Bäume und Sträucher über dem See hängen oder sich in ihm spiegeln, wird eine Vermählung zwischen Erde und Wasser angedeutet. Eine Vermählung, die durch die sinnlich-erotische Qualität der vollreifen gelben Birnen, der widerspenstigen wilden Rosen und der trunken machenden Küsse durchaus orgiastische Züge trägt.

Im zweiten Bild der Schwäne auf dem Wasser nimmt Hölderlin den Gedanken der Vereinigung wieder auf. Die Schwäne tunken das Haupt ins Wasser: ein heiliger Moment, obwohl das Wasser, nüchtern betrachtet, nur Abkühlung bringt. An einen heiligen Moment ist auch vor dem Hintergrund des mythischen Bezugs zu Narcissus zu denken. Gleichzeitig klingt mit der Abkühlung von der Trunkenheit bereits das Thema der zweiten Strophe, die winterliche Kälte, an.

Übrigens erweist sich der Narcissus-Mythos nur als ein Zitat. Er strukturiert nicht das ganze Gedicht. Denn die für Hölderlin wichtigere Vermählungs-Metapher zerstört den angedeuteten Narcissus-Mythos: Wenn das Haupt ins Wasser eingetaucht wird, ist das Spiegelbild aus mindestens zwei Gründen nicht mehr sichtbar: Der Eintauchende sieht sich nicht mehr, und ein mögliches Spiegelbild wird durch die Wellen verzerrt.

In der Mitte der zweiten Strophe, also ihrer vierten Zeile, steht der Begriff „Schatten der Erde“. Eine einfache Erklärung würde lauten: Wo keine Sonne ist, da kann es auch keinen Schatten auf der Erde geben. Der Schatten weist also auf die erste Sommerstrophe zurück, so wie das kühle Wasser der ersten Strophe auf die zweite Winterstrophe vorausweist. Mit Hilfe der Elegie „Brod und Wein“ aus dem Winter 1800/01 bietet sich aber noch eine vertieftere Deutung an: Dort wird der Mond als „das Schattenbild unserer Erde“ bezeichnet. So würden die beiden Elemente Erde und Wasser der ersten Strophe den beiden Planeten Sonne und Mond der zweiten Strophe entsprechen: Abwesenheit statt Vermählung.

Jetzt zum letzten Bild der im Winde klirrenden Fahnen. Der Leser wird mit diesem furchtbaren Klirren, das kein Ende hat, entlassen. Ein furchtbares Klirren, das auch der Gefälligkeit des sapphischen Versmaßes widerspricht.

Und anders als beim Mythos von Adonis, der den schönen Jüngling nach einem halben Jahr wieder in die Oberwelt und in die Arme Aphrodites zurückkehren lässt, gibt es bei Hölderlin keine Rückkehr in die erste Hälfte des Lebens. Erneut wird der antike Mythos souverän gebrochen, und der Verdacht steigt auf, dass er nur eine Tarnung ist.

Friedrich Beissner, der Herausgeber der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, hat zur Deutung der klirrenden Fahnen auf eine Parallelstelle in Hölderlins „Hyperion“ hingewiesen.

Ohne auf die komplizierte Struktur dieses Briefromans eingehen zu müssen, sei daran erinnert, dass die Oberflächenhandlung im modernen Griechenland spielt und zwar zu Anfang der 1770er Jahre, als sich Griechenland zum ersten Mal im Freiheitskampf gegen die Türken befand. Hyperion und sein Freund Alabanda wollen an diesem Freiheitskampf teilnehmen. Alabanda ruft an der von Beissner herangezogenen Stelle aus: „ ... es soll ein ziemlich Feuer werden. Ha! mag's doch reichen bis an die Spitze des Thurms und seine Fahne schmelzen und um ihn wüten und woogen, bis er berstet und stürzt!“

Hier ist die Wetterfahne auf dem (Kirch-)Turm gemeint, die in der Hitze des Feuers schmelzen soll, so wie sie eben (möglicherweise) in der Kälte der zweiten Lebenshälfte, respektive nach der Niederlage der Freiheitskämpfer nicht schmilzt, sondern im Winde klirrt. Allerdings zitiert Beissner die nächste Passage aus dem „Hyperion“ nicht mehr; diese aber legt eine andere Deutung nahe (auf die ich später noch zu sprechen komme).

Eine zweite Textstelle wäre zur Stütze dieser Interpretation noch heranzuziehen.

Aber diese stammt aus Hölderlins Zeit im Turm und ist deshalb in der Hölderlin-Forschung umstritten. Um sie ernst zu nehmen, muss man daran glauben, dass Hölderlin im Turm mindestens gelegentlich wache Momente gehabt hat. Beissner ordnet den Text, der mit „In lieblicher Bläue“ beginnt, in die Rubrik „Zweifelhaftes“ ein. Der Text ist von dem früh verstorbenen schwäbischen Schriftsteller Wilhelm Waiblinger 1823 überliefert worden.

Waiblinger hat ihn nach eigenen Angaben bei einem Besuch im Tübinger Turm auf Hölderlins Schreibtisch entdeckt und abgeschrieben. Es soll sich demnach „um einige Blätter“, die wie in Versen abgeteilt gewesen seien, gehandelt haben. Waiblinger hat in seinem Roman „Phaethon“ einen Fließtext daraus gemacht. Möglicherweise bestand der lange Text auch aus mehreren Blättern, die ursprünglich nichts miteinander gemein hatten.

In unserem Zusammenhang interessiert nur das Blatt, mit dem Waiblingers Überlieferung beginnt. Ich habe mir erlaubt, aus seinem Prosatext eine Gedichtfassung herzustellen, obwohl Beissner sich das verboten hat. Natürlich enden beide Strophen mit einem Adoneus.

„In lieblicher Bläue blühet
mit dem metallenen Dache
der Kirchthurm.
Den umschwebet Geschrei
der Schwalben, den umgiebt die
rührendste Bläue.

Die Sonne gehet hoch darüber
und färbet das Blech. Im Winde
aber oben stille
krähet die Fahne.”

Dass diese vier Sätze ursprünglich ein Gedicht gewesen sein könnten, legt folgende Beobachtung nahe: Nur in ihnen sind die Verben „blühet“, „umschwebet“, „gehet“, „färbet“ und „krähet“ um das dichterische „e“ erweitert worden – so schreibt man keine Prosa, auch ein Hölderlin nicht. Im weiteren Verlauf des Textes gibt es solche e-Häufungen zunächst nicht mehr. So fährt der Text fort: „Wenn einer unter der Gloke dann herabgeht, jene Treppen, ein stilles Leben ist es, weil, wenn abgesondert so sehr die Gestalt ist, die Bildsamkeit herauskommt dann des Menschen. Die Fenster, daraus die Gloken tönen, sind wie Thore an Schönheit. Nemlich, weil noch der Natur nach sind die Thore, haben diese die Ähnlichkeit von Bäumen des Walds. Reinheit aber ist auch Schönheit.”

Waiblinger, der 1828 in Rom einen langen Essay über „Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn“ geschrieben hat, erwähnt in diesem nicht nur, dass er in Deutschland eine Menge von Hölderlins Schriften aus der Turmzeit besitze. Es gelingt Waiblinger auch eine kluge Analyse von Hölderlins geistigem Zustand. Es sei Hölderlin noch gegeben, ein Bild zu formulieren, das das Thema umschreibt, auf das es ihm ankommt. Dann aber fehle ihm die Kraft, das Thema durchzuführen und er verliere sich in einem Gespinnst weitläufiger Gedanken. So scheint es Hölderlin auch mit „In lieblicher Bläue“ gegangen zu sein. Das „Gedicht“ ist ein Gegenbild zum revolutionsbegeisterten Alabanda-Zitat, ein Bild der Ruhe, das nur durch das Geschrei der Schwalben unterbrochen wird. Und dennoch spiegelt „In lieblicher Bläue“ zentrale Begriffe von „Hälfte des Lebens“: vor allem natürlich in der Formulierung „im Winde ...

krähet die Fahne.“ Es ist, als ob Hölderlin noch einmal sich selbst zitiert, d.h. in die erste Hälfte seines Lebens zurückzukehren versucht.

Der Gegensatz, der in „Hälfte des Lebens“ zwischen den zwei Strophen besteht, steckt „In lieblicher Bläue“ in den Bildern selbst: Der Kirchturm blühet, Geschrei wäre eher den Krähen als den Schwalben zuzuordnen, und der Hahn auf dem Kirchturm krähet, und zwar stille.

Was ist durch diesen Textvergleich gewonnen? Vielleicht dies, dass auch in „Hälfte des Lebens“ mit Bildern des Widerspruchs gerechnet werden muss und man nicht krampfhaft danach suchen sollte, woher das Klirren der Fahnen kommt.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei Hyperion und Alabanda im Freiheitskampf der Griechen. Was stört sie an der Wetterfahne oder dem Hahn auf dem Kirchturm? Diese Fahne aus Metall war in der Französischen Revolution ein Symbol des Despotismus.

Im Jahr 1790 brachen auf dem Lande Unruhen aus, nachdem die Bauern begriffen hatten, dass sie für ihre „Befreiung“ bezahlen mussten. In einigen Gegenden Frankreichs stürmten bewaffnete Bauern nicht nur Schlösser und Klöster und verbrannten in großen Freudenfeuern die alten Dokumente ihrer Abhängigkeit. Sie holten auch die Wetterfahnen vom Kirchturm und zerstörten die Kirchenbänke, auf denen sie in einer bestimmten Ordnung hatten sitzen müssen. Nach diesen symbolischen Zerstörungsakten errichteten die Bauern die ersten Freiheitsbäume.

Jetzt stehen wir an der Schwelle zu einer politischen Deutung von „Hälfte des Lebens“.

7. Die politische Ebene

Es gibt noch eine weitere Interpretationsebene, die ebenso verdichtet und verrätselt erscheint wie die mythische, mit der Hölderlin aber nicht nur spielt, wie mit der mythischen, sondern mit der es ihm ernst ist: die politische Ebene.

Der Gegensatz von Frühling/Sommer auf der einen und Winter auf der anderen Seite mit ihren Entsprechungen wie Hitze und Kälte, Sonne und Schnee usw. ist in der politischen Metaphorik des 18. Jahrhunderts geläufig. Dieser Gegensatz zieht sich bis in die Lyrik der Revolution von 1848 hinein, wie etwa in „Trotz alledem“ von Ferdinand Freiligrath. Dabei stehen Frühling, Sommer, Feuer, Hitze für die Revolution; Winter, Kälte, Eis für das Ancien Regime, bzw. die Restauration.

Hölderlin selbst war mit dieser politischen Metaphorik vertraut. Er benutzt sie in der zitierten Hyperion-Passage, und in einem Brief an den Bruder Karl Gok schreibt er z.B. schon im September 1793 mit wünschenswerter Klarheit: „Die Freiheit muss einmal kommen, und die

Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem erwärmenden Lichte, als unter der eiskalten Zone des Despotismus.“

Hier wird das erwärmende Sonnenlicht der Freiheit sogar mit dem Adjektiv „heilig“ geschmückt, das im Gedicht in „heilignüchtern“ wiederkehrt.

Können wir also die Klage über die fehlenden Blumen und den verlorenen Sonnenschein auch als Klage über den Verlust revolutionärer Hoffnungen lesen? Und das Schlussbild der klirrenden Fahnen als Prophetie eines neu hereinbrechenden eiskalten Despotismus?

In einem Gedicht, das zur Veröffentlichung vorgesehen ist, wird Hölderlin selbstverständlich weniger offen sprechen, als in einem Privatbrief. Er wird die politische Ebene, wenn es sie denn gibt, verklausulieren, besonders in den Jahren 1803 bis 1805.

Immer wenn die französischen Revolutionstruppen auf deutsches Gebiet vorstießen, regten sich deutsche Revolutionsanhänger und versuchten, mit Hilfe der Franzosen auch auf deutschem Boden eine Republik zu errichten. Das war zwischen 1792 und 1799 dreimal der Fall. Es handelte sich jedes Mal um andere Gruppen und um andere Anführer – aber Hölderlin war merkwürdigerweise immer in ihrer Nähe. Nicht, dass er den Kirchturm stürmte und die „Fahne“ abbriss; aber seine Dichtungen greifen diese deutschen Revolutionsversuche auf. Auf den ersten Anlauf zur Zeit der Mainzer Republik 1792/93 brauchen wir nicht einzugehen; ihm verdanken wir Hölderlins Tübinger Freiheitshymnen. Nachdem Frankreich 1795 mit Preußen Frieden geschlossen hatte und nur noch mit Österreich Krieg führte, kamen die Revolutionstruppen über den Schwarzwald, entweder über den Dobel oder den Kniebis. Folgerichtig wurde jetzt der deutsche Südwesten zum Foyer einer Schwäbischen Republik. 1795 rief ein Flugblatt die deutschen Studenten auf, sich in Mainz zu versammeln, zu bewaffnen und zusammen mit den französischen Truppen „unsere Tyrannen“ zu bekämpfen – gemeint waren die deutschen Landesfürsten. Dieser zweite Anlauf fiel besonders in Jena, einer Hochburg der deutschen Studentenbewegung, auf fruchtbaren Boden. Hölderlin studierte zu dieser Zeit in Jena und schrieb an seinem Roman „Hyperion“. In letzterem finden sich deutliche Spuren dieses zweiten Revolutionsanlaufs.

In welchen Krieg wollen Hyperion und Alabanda dort eigentlich ziehen? Es ist, wie erwähnt, der Freiheitskampf der Griechen gegen die türkische Herrschaft, und dieser Freiheitskampf wird von den Russen aus egoistischen Zielen unterstützt. Die Parallele zur deutschen Wirklichkeit von 1795 war für den damaligen Leser offensichtlich: Es ging um den deutschen Freiheitskampf gegen die Fürstenherrschaft, und dies mit Unterstützung der französischen

Revolutionstruppen. Und so wird der Leser die von Beissner nicht mehr zitierte Fortsetzung des Hyperion-Zitats auch richtig verstanden haben:

„Und stoße dich nur an unsern Bundsgenossen nicht. Ich weiß es wohl, die guten Russen möchten uns gerne, wie Schießgewehre, brauchen. Aber laß das gut seyn! haben nur erst unsere kräftigen Spartaner bei Gelegenheit erfahren, wer sie sind und was sie können, und haben wir so den Pelepones erobert, so lachen wir dem Nordpol ins Angesicht und bilden uns ein eigenes Leben.“

Mit diesem Zitat, wohl gemerkt aus dem Hyperion, stößt Hölderlin in das Zentrum einer damals aktuellen Debatte: Muss Deutschland seine Freiheit selbst erobern, oder kann Deutschland seine Freiheit von Frankreich zum Geschenk erhalten?

Für Hölderlin ist die Antwort klar. Und die Geographie legt nahe, dass – wenn man Deutschland für Griechenland setzen darf – für Sparta und den Peleponnes dann der deutsche Südwesten und der Schwarzwald zu setzen ist. Haben wir erst einmal den Peloponnes, also den Südwesten Deutschlands, dann bilden wir uns „ein eigenes Leben“, also eine eigene Republik; zwar mit Unterstützung Frankreichs, aber aus eigener Kraft.

In den Jahren 1798/99 standen die republikanischen Pläne ein drittes Mal vor ihrer Verwirklichung. Geplant war (50 Jahre bevor Friedrich Hecker dasselbe versuchte) ein Marsch von Basel und Straßburg aus durch den Schwarzwald nach Rastatt, um den dort stattfindenden Gesandtenkongress zu sprengen und anschließend eine Republik auszurufen. Dies alles mit Unterstützung der französischen Truppen. Die Verschwörung wurde aufgedeckt, die Wortführer wurden verhaftet, der französische General wurde versetzt und degradiert. Erhalten blieb der Verfassungsentwurf für diese Republik (mit 547 Artikeln); ja, er wurde sogar Anfang 1799 in Basel gedruckt.

Hölderlin konnte von den Plänen erfahren haben, als er im November 1798 seinen Freund Isaac von Sinclair in Rastatt besuchte. Sinclair vertrat dort die Landgrafschaft Hessen-Homburg, aber aufgrund seiner allseits bekannten revolutionären Vergangenheit war er für die Verschwörer auch ein Rastatter Gewährsmann. Hölderlin arbeitete an der ersten Fassung seines Dramas „Der Tod des Empedokles“. Darin befinden sich die berühmten Verse, mit denen der Titelheld die ihm dargebotene Königskrone ablehnt: „Schämet euch, dass ihr noch einen König wollt!“

Nimmt man diese gescheiterten deutschen Revolutionsversuche sowie die Verhaftungen ihrer Anführer zur Kenntnis, so kann man verstehen, warum Hölderlin eine mögliche politische

Botschaft in „Hälfte des Lebens“ bis zur Unkenntlichkeit zu verschlüsseln versuchte. Er hatte schlichtweg Angst, in die anstehenden Prozesse verwickelt zu werden und hinter den Mauern des Hohenaspergs zu verschwinden.

Dass diese deutlichen politischen Anspielungen im „Hyperion“ und im „Empedokles“ auch in „Hälfte des Lebens“ enthalten sind, dafür gibt es nach der bisherigen Argumentation nur die schwache Parallele mit der Wetterfahne auf dem Turm.

Aber der Blick ist geschärft, und mit ihm lesen wir auch den Anfang des Gedichts neu.

Sein erstes Bild entfaltet eine Farbpalette. Birnen: gelb; Rosen: rot; See: blau.

Das ist eine Tricolore. Aber nicht irgendeine. Es ist die Fahne der südwestdeutschen Republik von 1798/99. Man weiß es aus den zeitgenössischen Quellen,

dass die Verschwörer bereits in Basel dreifarbige Kokarden in Auftrag gegeben hatten, ja, dass diese Kokarden auch ausgeteilt wurden. Ihre Farben waren rot, gelb, blau. Ich würde mich nicht trauen, die Farbsymbolik am Anfang des Gedichts politisch auszulegen, wenn Hölderlin nicht am Ende selbst die Fahnen ins Spiel gebracht hätte. Und so könnten die im Winde klirrenden Fahnen doch (auch) auf wirkliche Fahnen verweisen.

Die Farbsymbolik, einmal akzeptiert, entwickelt eine eigene Dynamik. Denn auch das zweite Bild entfaltet eine Farbskala, wenn auch nicht so deutlich wie das erste Bild. Schwäne: weiß; Küsse: rot; Wasser: blau. Das ist die Tricolore der Französischen Revolution und im Jahre 1803 die des Frankreichs des Konsuls auf Lebenszeit Bonaparte. Die beiden Tricoloren haben zwei Farben miteinander gemeinsam: rot und blau. Mit anderen Worten: Nimmt man aus der Tricolore der südwestdeutschen Republik das Gelb heraus und ersetzt es durch das Weiß, wird aus ihr die Tricolore Frankreichs. Genau das passiert aber mit der Farbsymbolik in der zweiten Strophe des Gedichts. Das Gelb des Sonnenscheins (das Gelb der Birnen wieder aufnehmend) verschwindet, ist nicht mehr zu bekommen im Weiß des Winters.

Wie könnte also eine mögliche politische Botschaft des Gedichts lauten? Etwa so:

Die Vermählung der beiden Elemente Erde und Wasser, also die Verbindung des revolutionären Frankreich mit dem revolutionsbereiten Teil Deutschlands, noch genauer, die französische Waffenhilfe für einen Aufstand im deutschen Südwesten, während der heißen Sommertage große Hoffnung und kurzfristige Realität, musste dem eiskalten Despotismus des napoleonischen Frankreichs in Deutschland weichen.

Im Jahre 1803, als Hölderlin an dem Gedicht arbeitete, wurden mit dem Reichsdeputationshauptschluss unter maßgeblichem Druck Bonapartes die geistlichen Fürstentümer in Deutschland abgeschafft. Aber die Fürstenherrschaft als solche blieb.

Die deutsche Freiheitsbewegung ging in den folgenden Jahren nach der Besetzung Deutschlands durch napoleonische Truppen vollends unter. 1807, nach der preußischen Niederlage bei Jena und Auerstedt, stand Kaiser Napoleon I. auf dem Höhepunkt seiner Macht in Europa. In demselben Jahr verschwand Hölderlin, sprachlos und kalt geworden, hinter den Mauern im Tübinger Turm.